



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ihm nur folgen, er wolle uns etwas Interessantes zeigen. So traten wir denn durch die Thür auf den kleinen verwilderten Friedhof. Die meisten Grabhügel waren eingefallen und mit Gras und Unkraut dicht überwuchert. Nur an der linken Seite am Rande unter einem dichten Erlenbusch sahen wir einen gut gepflegten, mit Epheu überwachsenen Grabhügel und darauf ein offenbar aus einer Schiffsplanke gefertigtes Kreuz.

Die Unglücklichen, sagte der alte Herr, die unter diesem Epheu liegen, haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Und nun erzählte er die Geschichte von Romeo und Julia am Strande, wie er die beiden nannte, von dem düstern, menschen-scheuen Soldaten und dem jungen rotwangigen Weibe. Ich hütete mich, den freundlichen Erzähler zu unterbrechen, und so berichtete er weiter, daß unter den Leuten das Gerücht verbreitet sei, sie hätten zusammen aus Furcht vor der Ronde die Nacht in der Kajüte einer als feindliches Kriegsschiff ausgerüsteten Bark zugebracht und seien frühmorgens schlafend auf die See geschleppt worden und mit dem Schiffe zu Grunde gegangen, als es, bei der Schießübung von den Geschossen der Kameraden zertrümmert, schnell in die Tiefe gesunken sei. Andre meinten, die beiden Unglücklichen hätten sich wohl am Molenkopf in die See gestürzt, denn sie seien nach einiger Zeit, von einem Tau fest umschlungen, an den Strand gespült worden. Die Kanoniere sorgten jedes Jahr für das Grab des Kameraden, und im Volke gehe der Glaube, daß im August, zu der Zeit der Schießübung, die Geister des Kanoniers Radegast und seiner Geliebten um Mitternacht am Strande und zwischen den Dünen Hand in Hand auf und ab schwebten und den einsamen Wanderer beim Mondenschein, wenn der Nachtwind durch die Strandweiden sauche, mit Schrecken und Entsetzen erfüllten. Erst dann, wenn der letzte Kanonendonner der Seeschießübung über die Wogen dahingeroht sei, kehrten die Geister wieder zurück in ihre entlegne Ruhestätte unter dem Grabhügel am Erlenbusch.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ein so rückfälliges Klima wie dieses Jahr, sagte ich, als wir uns die Hände geschüttelt hatten und auf das Gellertdenkmal zugehen, ist mir noch nicht vorgekommen. Immer wieder Trübseligkeit, Regen, Schnee und Schmutz, und kommt die Sonne wirklich einmal durch, so ist es nur, weil dieser infame Ostwind die Wolken auf ein paar Stunden auseinander jagt, und dabei nehmen die Tage bald wieder ab. Diesen Leuten wie Falb sollte das Handwerk gelegt werden; es ist kein Wunder, daß sie die Witterung in Unordnung bringen mit ihrer albernen Prophezei.

Na na, Sie scheinen ja schlechter Laune zu sein, antwortete er. Vielleicht haben Sie die Unvorsichtigkeit begangen, mit dem linken Beine —

Ich stehe immer mit dem linken Beine zuerst auf, sagte ich; selbstverständlich, denn auf der rechten Seite habe ich die Wand, und ich kann mich doch nicht herumwälzen und rückwärts aus dem Bett kommen. Das hat aber gar keinen Einfluß auf meine Stimmung, so wenig wie auf die Witterung. Aber ich ärgere mich nicht nur über das Wetter, sondern es hat mir auch andres die Laune verdorben. Man greift nur noch mit Mißmut nach seiner Zeitung, auch ganz abgesehen von den Buren. Dieses klägliche Schwanken und Tappen in unsrer Politik! Aus den Reden unsrer Staatsmänner selbst hören wir es täglich und aus ihrem Handeln

sehen wir es, daß Deutschland vorsichtig sich drehen und winden muß, daß wir ängstlich spähen müssen nach den Gebärden fremder Nationen —

O o o! sagte er.

Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Wir haben viel geredet und waren bescheiden im Handeln. Es wurden viele zu Grafen und Fürsten erhoben, wie es einst dem märkischen Junker geschah, aber die Sonne von Sedan leuchtet nicht hernieder. Auf ungeheure, weithin wirkende Thaten ist ein kleines, hastiges Handeln gefolgt. Unsere Ansprüche sind klein geworden, lächerlich klein. Vor zehn Jahren noch stand Deutschland an der Spitze der Welt; heute blicken wir zurück auf die Schmach von Samoa, von Durban und —

Liebster, Sie schwindeln, rief er. Hören Sie auf! Das ist nicht Ihr Eignes, Sie zitieren. Es ist ja nicht zum Anhören!

Na ja! sagte ich. Aber es ist doch auch wirklich ärgerlich. Erst diese Gratulationsdepesche an die Königin Viktoria, und nun heißt es auch noch, daß Prinz Heinrich nach England gehe. Das nennt man doch dem Volksbewußtsein geradezu ins Gesicht schlagen.

Ich hätte Sie für klüger gehalten, bemerkte er trocken.

Erlauben Sie — sagte ich.

Nein, erlauben Sie, unterbrach er mich. Wenn Prinz Heinrich nach mehr als zweijähriger Abwesenheit seiner Großmutter — die alte Frau hat jetzt gerade Kummer genug gehabt, bei einem Kriege, den sie nicht gewollt hat und doch nicht hat hindern können —, wenn ihr der Enkel einen Privatbesuch abstatten sollte, was ist dabei? Und wenn der Kaiser wirklich ein solches Telegramm abgeschickt haben sollte, wie in den Zeitungen zu lesen stand — wem's überhaupt wahr ist —, nun so wird das wohl eine höfliche Antwort auf eine entsprechende Mitteilung der Großmama gewesen sein. Hat er denn nicht auch seinem englischen Dragonerregiment, als es vor der Abreise nach Afrika an ihn telegraphierte, den guten Wunsch mit auf den Weg gegeben, sie möchten alle gesund wiederkommen? Verlangen Sie denn, daß der deutsche Kaiser ein Grobian sein soll? Die persönlichen Beziehungen zwischen den fürstlichen Familien dauern doch auch dann fort, wenn die Staaten miteinander in Spannung oder gar in Feindschaft leben, und das ist auch ganz gut, denn dadurch wird eine spätere Wiederannäherung erleichtert. Wissen Sie nicht mehr, daß unser alter Kaiser Wilhelm 1867 ganz gemüthlich zur Pariser Weltausstellung fuhr, obwohl er doch wußte, was man in Paris gegen ihn im Schilde führte? Und wir leben doch mit England in vollem Frieden. Übrigens, wenn der Kaiser höflich gewesen ist, Graf Bülow ist es nicht gerade gewesen, als er im Reichstage die Annahme, Deutschland strebe ein enges Einverständnis mit England und Nordamerika an, fast schroff zurückwies. Und das ist doch wichtiger, als ein höfliches Telegramm an die alte Dame da drüben.

Na ja, aber der Schein hätte doch vermieden werden sollen. Es war gerade genug mit der Kaiserreise im November. Dieser ewige Widerspruch zwischen Volkspolitik und Regierungspolitik —

Sprechen Sie diesen Unsinn auch nach? Er sah mich mit seinem ironischen Lächeln an. Das thut mir leid. Hätten Sie nicht das Schwabenalter längst hinter sich, würde ich sagen: Sie sind doch wirklich noch ein recht junger Mensch.

Ich bitte sehr, entgegnete ich etwas pikirt. Wer von uns beiden dem andern den Vorwurf zu großer Jugendlichkeit machen darf, diese Frage dürfte noch unentschieden sein.

So! Na, dann will ich lieber nur sagen: Sie haben wirklich nicht genug mit Bewußtsein erlebt.

Aber Sie müssen doch zugeben, daß es gefährlich ist, die Volksstimmung hochmütig zu verachten, und daß der Gegensatz zwischen Volk= und Regierungspolitik

gerade für Deutschland schon höchst verderblich geworden ist. Wenn er 1848/49 nicht vorhanden gewesen wäre, wenn die Regierungen der Volksstimmung gefolgt wären, dann hätten wir damals schon Kaiser und Reich gehabt, und das Blut der Einheitskriege wäre uns erspart geblieben.

Das ist nun wieder dieser alte Unsinn — fuhr er heftig auf. Dann schwieg er aber und sah geradeaus in die Ferne. Sehen Sie, fuhr er ruhiger fort, das hat mein guter seliger Vater, der mit in Frankfurt in der Paulskirche gefessen und an dem Scheitern seiner Hoffnungen lange schwer getragen hat, anfangs auch gedacht und mir oft gesagt, wenn er mir davon erzählte, was er gern that, und auch ich habe es lange geglaubt — aber ich glaube es schon längst nicht mehr. Hätte Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone damals angenommen, also Ihre Volkspolitik getrieben, so hätte er das Prinzip der Volkssouveränität anerkannt, d. h. die Herrschaft des souveränen Unverstands, und er hätte sein solches Königtum unter eine parlamentarische Mehrheit beugen müssen, also das Wesen der Monarchie zerstört. Ich frage Sie aber: Können Sie sich eine parlamentarische Regierung im Deutschen Reiche denken?

Nein, wenigstens nicht mit einer solchen Mehrheit.

Also überhaupt nicht, denn eine wirklich nationalgesinnte, ohne clerikale, konservativ-agrarische und demokratische Parteihintergedanken nationalgesinnte Mehrheit kommt bei uns überhaupt nicht zustande, dazu sind wir viel zu fanatisch, eigeninnig und kleinlich. Und wohin hätte uns nun Ihre „Volkspolitik“ in den Jahren 1862 bis 1866 geführt? In ein Deutsches Reich gewiß nicht; wir saßen noch heute unter des durchlauchtigsten deutschen Bundestags schützenden Privilegien und hätten weder Schleswig-Holstein noch Elsaß-Lothringen; eher wären wir auch noch das linke Rheinufer und einiges andre dazu an unsre lieben Herren Nachbarn losgeworden. Es ist gar nicht auszubedenken.

Aber die Einheit Deutschlands war doch ein Sehnen unsers Volks, sie lag im Zuge der historischen Verhältnisse und wäre auf jeden Fall gekommen. Schon die Entwicklung der Geldwirtschaft und des Verkehrs —

Aha, man merkt, rief er mir ins Wort fallend, daß Sie sich die allermodernste Geschichtsauffassung angeeignet haben, nach der alles von psychischen Gesamtströmungen und wirtschaftlichen Dingen abhängt. In der Politik aber entscheiden nicht Strömungen und nicht der Zug der Zeit und dergleichen Unpersönlichkeiten, da entscheidet der Mann, die Einsicht und der Wille des Mannes. Der Zug der Zeit schafft nur Möglichkeiten, in Wirklichkeiten verwandeln sie erst die Männer. Das sieht doch ein Kind, Männer machen die Geschichte. Das ist der Punkt. Übrigens, um noch einmal auf Ihre „Volkspolitik“ zu kommen, die Volkspolitik, d. h. ins Praktische übersezt, der Lärm in der Presse und auf der Straße, die hat beispielsweise 1864 den Dänen Schleswig-Holstein, 1870 den Franzosen Elsaß-Lothringen gekostet, und ihr „Prestige“ dazu, weil sich die Regierungen in Kopenhagen und Paris thörichterweise der fanatisch erregten „öffentlichen Meinung“ unterwarfen, statt ihrer eignen bessern Einsicht zu folgen.

Es unterliegt keinem Zweifel, sagte ich, daß in diesen verhängnisvollen Augenblicken die beiden Regierungen eine unverzeihliche Schwäche zeigten; auf der andern Seite möchte ich darauf hinweisen, ein wie großes Gewicht sogar Bismarck auf „die Imponderabilien der Volksseele“ gelegt hat.

Ich bitte um Verzeihung, mein Lieber! Bismarck hat seine Politik in seinen größten Jahren, d. h. 1862 bis 1866, sehr kühl gegen sämtliche Imponderabilien der deutschen Volksseele gemacht. Denn wenn damals Imponderabilien vorhanden waren, so erschöpften sie sich in dem Haß gegen Bismarck und gegen Preußen. Sie sind ihm jederzeit nur Zeitungsgechwätz und Druckerchwärze gewesen, wenn sie im Widerspruch mit seinen eignen Plänen standen; er hat sie nur beachtet,

wenn er sie benützen konnte. Denn er war im Grunde zeitlebens ein stolzer Aristokrat, wie jeder innerlich selbständige Mensch ja ein geborner Aristokrat ist. Voraus entspringt denn, bei Lichte besehen, Ihre Volkspolitik? Aus Tradition, Vorurteil und den unbestimmten Empfindungen der Massen. Es ist ein besondrer Glücksfall, wenn das alles einmal mit einem festen, vernünftigen, klaren Regierungswillen zusammentrifft, wie 1870; dafür soll man dem lieben Gott wie für eine besondere Gnade danken, aber die Regel ist es nicht und kann es gar nicht sein. Gewöhnlich stehn Volks- und Regierungspolitik in demselben Verhältnis zu einander, wie Gefühl und Verstand, Mangel an Erkenntnis und volle Sachkenntnis, unverantwortliches Denken und verantwortliches Handeln.

Sie erlauben mir die Bemerkung, verehrter Freund, sagte ich, daß mir das stark auf die Theorie vom beschränkten Unterthanenverstande hinauszulaufen scheint.

Natürlich, sagte er ruhig. In gewissem Sinne wenigstens. Stellen Sie sich doch vor, welche Kenntnis der Verhältnisse und der Personen dazu gehört, die auswärtige Politik eines großen Reichs zu leiten. Sie werden wohl nicht im Ernste glauben, daß wir beide das alles ebenso gut oder vielleicht noch besser verstünden, als der Kaiser und Graf Bülow.

Das natürlich nicht, Verehrtester. Aber ich muß sagen, jetzt bei den Buren, da gehört doch keine besondere diplomatische Sachkenntnis dazu, ein Urteil zu fällen, und das Urteil ist ja auch in ganz Europa außer in England so einmütig, wie es kaum jemals dagewesen ist.

Aha, sagte er. Ja, das ist auch ganz recht so. Auch ich gönne den Engländern alle Prügel, die sie schon bekommen haben und etwa noch bekommen werden. Sie sind als Nation unerträglich hochmütig, brutal und heuchlerisch dazu, lassen sich von einer gewissenlosen Kapitalistenbande in den Krieg hineinheizen und bilden sich dabei auch noch steif und fest ein, daß sie für die „Freiheit“ kämpften. Du lieber Gott! Mit zusammengekauften Söldnern, die zu Hause keine anständige Kneipe betreten dürfen, für die „Freiheit“! Cant, cant, cant! Das ist geradezu verächtlich. Wenn ein Volk erst anfängt, seine Siege zu kaufen, statt sie selbst zu erfechten, dann ist es am Anfang vom Ende. Und das hoffe ich. Denn wenn diese einförmige, schablonenhafte, konventionelle Kultur mit ihren steifen Formen und ihrer Sonntaglangeweile, die sie überall hin tragen, einmal mit dem russischen Thee und Wodka zusammen die Welt beherrschen sollte, schon das zu denken wäre schauderhaft. Aber das alles kann mich nicht abhalten, anzuerkennen, daß die Engländer eine tüchtige Rasse sind, daß sie zu herrschen und zu kolonisieren verstehen, und daß sie uns als Gegner noch sehr gefährlich werden könnten. Es giebt übrigens auch Leute, die die Sache von der Seite ansehen; fragen Sie einmal Ihre Freunde aus dem Kaufmannsstande in der Harmonie. Da werden Sie der Ansicht begegnen, daß es kein Glück wäre, wenn sich die Engländer den Schädel einrennten und sich dabei gänzlich ruinierten. Denn der Handel hat immer gut mit England spekuliert. Jedes Ding hat eben zwei Seiten, und man thut vielleicht gut, sich vor zu großer Sentimentalität zu hüten.

Lieber Freund, Empörung über Verrat und Bergewaltigung, Sympathie für ein um seine Existenz und Freiheit ringendes Volk sind doch keine Sentimentalität! Sie denken doch auch nicht kaufmännisch! Die Verluste aber, die dieser Krieg auch andern Völkern bringen kann, wären dadurch verringert worden, wenn man es gemacht hätte, wie es die „Zukunft“ fordert, indem sie sagt, die richtige deutsche Politik wäre gewesen, mit Frankreich und Rußland zusammen den Engländern Halt zu gebieten, wie damals den Japanern nach ihren Siegen über China.

Ja, wenn das die „Zukunft“ sagt, dann wird es freilich richtig sein, und der Kaiser wird gut thun, das verkannte diplomatische Genie, das diesen Artikel geboren hat, aus der Redaktionsstube ins Auswärtige Amt zu versetzen. Aber im

Ernste: Dem Kaiser zuzutrauen, daß er nicht aus sachlichen Gründen, sondern aus persönlicher Liebhaberei seine Entschlüsse fasse, ist doch mehr als abgeschmackt. Und hier liegen die Gründe für die Haltung Deutschlands auf der Hand. Sehen Sie sich doch unre eventuellen Bundesgenossen gegen England einmal näher an! Frankreich hat überhaupt keine Regierung, die einen großen Krieg führen könnte, dort kommandieren die Pariser Journalisten und Deputierten, und die Minister gehorchen — sehen Sie, da haben Sie Ihre Volkspolitik! —; sie haben die Ohrfeige von Fashoda ruhig eingesteckt und denken jetzt nur an ihre Weltausstellung.

Allerdings, es ist geradezu unglaublich, daß sich ein großer Staat durch die Rücksicht auf diesen riesigen Jahrmärktströdel seine ganze Politik bestimmen und vielleicht verderben läßt.

Unglaublich ist es freilich, aber wahr ist es trotzdem. Und dann Rußland! Der Zar konnte in demselben Jahre, wo er den Friedenskongreß zusammenbrachte, unmöglich einen Krieg anfangen. Daß die Russen aber auch ohnedies die englischen Verlegenheiten zu benutzen verstehen, für sich natürlich, das sieht man ja! Sie unterwerfen Persien in aller Gemütsruhe ihrer wirtschaftlichen Herrschaft und hindern durch ihre harmlose „Probemobilisierung“ kaukasischer Truppen für Turkestan die Engländer, auch nur einen Mann und ein Pferd aus Indien zu ziehn. Bis sie ihre sibirische Bahn nicht fertig haben, schlagen die nicht los.

Vom Losschlagen brauchte doch überhaupt nicht gleich die Rede zu sein. Eine bloße Demonstration, eine Drohung der drei Mächte hätte genügt, wie bei Japan.

Na, Japan und England sind doch zwei recht verschiedene Dinge. Wenn nun die Demonstration nichts geholfen hätte, wenn John Bull sich in Boxerstellung gesetzt und kaltblütig gesagt hätte: Kommt doch heran! dann waren wir die Blamierten und hätten uns die englische Feindschaft — die amtliche, meine ich — noch dazu auf den Hals geladen, oder wir hätten mit höchst mangelhafter Rüstung den Krieg anfangen müssen und hätten das größte Risiko dabei gehabt, weit größer, als die andern beiden Mächte. Und alles doch schließlich für fremde Interessen. Das, dünkte ich, müßte jeder begreifen. Daß uns dabei der Dreibund gar nichts geholfen hätte, das werden Sie zugeben. Italien ist schwach und von England abhängig, und Österreich gleicht einem zersprungnen Topfe, den wenigstens die slawischen Drahtbinder nicht zusammenflicken werden.

Und was fordert nun unser Interesse zu thun?

Was wir schon thun, lieber Freund! Auf unser Ziel losgehn, niemandem zuliebe, niemandem zuleide; uns nicht auf die Fühneraugen treten lassen, aber auch niemand unnütz herausfordern, immer hübsch zuerst an uns denken, jeden Vorteil benutzen, um etwas für uns einzuheimisen, wie jüngst die Marianen und Samoa, und die Konzession für die Bagdadbahn. Die Hauptsache für uns ist jetzt den Frieden zu erhalten und Zeit zu gewinnen, bis wir die starke Flotte haben, die wir brauchen, um uns in Respekt zu setzen. Dann erst haben wir die Arme frei, dann greift uns schwerlich jemand an, und wenns einer wagt, nun dann mag er in Gottes Namen kommen. Beiläufig glaube ich aus sehr guter Quelle zu wissen, daß dies der Gedankengang des Kaisers ist, und daß er persönlich bürenfreundlich denkt. Wer sagt, er denke heute so, morgen so, urteilt nach Äußerlichkeiten und kennt ihn schlecht.

Ich wollte, ich könnte auch mit so viel Vertrauen in die Zukunft sehen wie Sie, sagte ich. Ich meine doch, zu Bismarcks Zeiten hätten wir anders dagestanden als jetzt.

Diese schöne Phrase haben Sie wohl auch aus Ihrem Leitblatt? antwortete er sarkastisch. Ich lese das Ding nicht mehr, weil es mir einfach widerwärtig ist. Allein schon diese dreizinkige Judenkrone, die den drei Haaren des Kladderadatsch nachgebildet ist! Ich möchte nur wissen, was diese Sorte Blätter mit ihrer

hämischen Verhezung der kaiserlichen Politik erreichen will. Je bestiffener sie ihr dadurch Steine in den Weg zu räumen suchen, daß sie ihr Bismarcks Politik gegenüberhalten, desto sicherer helfen sie doch selbst herbeiführen, daß sich schließlich überall Klarheit darüber verbreitet, was richtige Politik ist, und ihre Afterbismarckerei kann nur die wahre Größe des Alten im Sachsenwalde verdunkeln. Daran ist ja zum Glück nicht zu denken, daß der Kaiser diese Gesellschaft nur eines Blicks würdigt. Den politischen Aspirationen, die sich vielleicht hinter ihr verbergen, wird sie das Gegenteil von dem leisten, was sie beabsichtigen. Es liegt doch auf der Hand, daß sich die Weltlage seit zehn Jahren von Grund aus geändert hat. Damals war unsre große Politik auf Europa beschränkt, heute umspannt sie die Welt. Für die europäische Politik waren wir stark, für die Weltpolitik sind wir noch schwach. Darin liegt der Unterschied! Auch Bismarck könnte heute nicht viel anders verfahren, als es tatsächlich geschieht. Setzt darüber augenverdrehend zu jammern, daß sich Deutschland heute drehen und winden müsse, und daß unsre Ansprüche lächerlich klein geworden seien, während wir vor zehn Jahren an der Spitze der Welt gestanden hätten, und diesen angeblichen Gegensatz auf Bismarcks Sturz zurückzuführen, ist nicht nur kindisch, sondern perfid. — Sehen Sie aber einmal dort hinüber, wer da gedankenschwer im Sonnenschein angesegelt kommt. Ihr Freund Kaemmel. Der könnte Ihnen den Standpunkt noch besser klar machen als ich. Laufen Sie zu ihm hinüber und fragen Sie ihn.

Wir waren am Thor angelangt, und drüben von der andern Seite der großen Wiese her kam allerdings der Professor gesenkten Hauptes herangeschritten. Donnerwetter, sagte ich, ja, der scheint schwere Gedanken zu wälzen mitten im erwachenden Lenz. Nicht einmal die Augen erhebt er, und kein Ahnen zeigt ihm unsre Nähe an. Aber da schwenkt er in die Zöllnerstraße ein. Ich würde ihn nicht mehr einholen und käme auch nur aus dem Regen unter die Traufe.

Ich werde ihn noch erreichen, sagte er, mir die Hand zum Abschied gebend; ich möchte ihn doch was fragen.

Ja, mit dem zankst du dich nicht! dachte ich, als er mit großen Schritten dem Professor nacheilte. Zwei Herzen und ein Schlag!

Ein Schlußwort über die preußischen Generalkommissionen. Wer unbeeirrt durch den günstigen persönlichen Eindruck das rein Sachliche herauszuschälen weiß, der wird aus dem Aufsatz in Nr. 11 in vielen Punkten zwar eine verkapulterte, aber darum nicht minder wertvolle Bestätigung meiner früher dargelegten Ansichten herauslesen. So sehr ich das, ebenso wie den im ganzen wohlwollenden Ton des Aufsatzes dankbar anerkenne, muß ich mich doch gegen einzelne persönliche Ausfälle verwahren.

Es hat mir fern gelegen, „Karikaturen“ zu zeichnen. Wenn die wahrheitsgetreue Darstellung tatsächlicher Verhältnisse diesen Eindruck erwecken sollte, so ist wohl nur diesen die Schuld beizumessen und nicht mir. Ebenso scheinen mir die lebenswürdigen stilistischen Vorhaltungen eine kleine Illustration zu meiner auf Seite 226 Zeile 12 ff. wiedergegebenen Beobachtung.

Auf weitere Einzelheiten einzugehn, verbietet mir der Mangel an Raum, ich muß mich darauf beschränken, die Punkte zu beleuchten, wo der Herr Verfasser zufällig die Grundgedanken meiner Darlegungen streift.

Ich hatte versucht darzuthun, daß die jetzige Organisation der Generalkommission mit ihrer außerordentlichen Machtfülle für andre Verhältnisse berechnet ist und für ihre jetzigen Aufgaben nicht mehr paßt, und daß sich eine Reform zu erstrecken hätte 1. auf eine zweckentsprechendere Vorbildung und Zusammensetzung des Beamtencorpers und 2. auf die Vereinfachung des Geschäfts- und Prozeßverfahrens, durch gründliche Dezentralisierung und durch Zuziehung des Laienelements.

Was der Herr Verfasser über die Vorbildung der juristischen Kommissare und ihre Mängel sagt, erkenne ich rückhaltlos an; ein offeneres Zugeständnis kann aus interessierten Kreisen nicht erwartet werden, und wenn er trotzdem für die ausschließlich juristische Vorbildung der Kommissare eine Lanze bricht, so kann er mit denselben Gründen für die Juristen auch die Eröffnung jeder andern technischen Karriere, z. B. der Forstkariere fordern, denn auch hier spielen Rechtsfragen mit hinein. Eigentlich ist es doch ganz selbstverständlich, daß der leitende Lokalbeamte von Anfang an über ein höheres Maß von Sachkenntnis, Überblick und auch Erfahrung verfüge, als die ihm beigegebenen Beamten, soll er nicht trotz aller Gesetzesparagraphe die Leitung verlieren und Unordnung in den Geschäftsgang bringen.

Auch die Verteidigung des Geschäfts- und Prozeßverfahrens geht zu sehr vom rein juristischen Standpunkt aus und rechnet mit den bestehenden Bestimmungen. Aber gerade die sollen ja geändert werden. Es wird eben anzustreben sein, dem ganzen Verfahren, das so völlig aus dem gewöhnlichen Gange richterlicher und verwaltender Thätigkeit herausfällt, eine Form zu geben, die es seiner Eigentümlichkeit entsprechend und so gestaltet, daß es wirkliche Bürgschaften der Sache nach bietet und auch dem Verständnis des Laien näher rückt. Dann freilich erst ist eine gedeihliche Mitwirkung von praktischen Landwirten möglich, der der Herr Verfasser mit so gemühten Gefühlen entgegenzieht. Unser preußisches Radikalverfahren darf deshalb nicht aufgegeben werden; wohl aber wäre zu erwägen, ob nicht die Meliorationsprojekte und sonstigen Nebengeschäfte im Interesse der Beschleunigung von der eigentlichen Zusammenlegung zu trennen wären.

Freilich mag vor zwanzig Jahren, wo der Herr Verfasser aus der Praxis schied, die Notwendigkeit einer Reform noch nicht so scharf hervorgetreten sein. Die Zahl der anhängigen Prozesse war noch weit größer, die Thätigkeit noch nicht so ausschließlich auf Vertopplungen beschränkt, die Landmesser waren noch nicht Beamte mit fester Anstellung, und ihre Vorbildung war nicht wie jetzt. Die Organisation war noch einfacher, da der Oberlandmesser und der Vorsteher des technischen Bureau's noch nicht als Zwischenglieder eingeschoben waren. Die Rechtsanschauungen waren anders: die Zivilprozeßordnung war kaum eingeführt, Gewerbegerichte und Berufsschiedsgerichte, nach deren Vorbild künftig das Streitverfahren in landwirtschaftlichen Fragen zu ordnen wäre, kannte man kaum. Endlich waren die allgemeinen Verhältnisse von den heutigen sehr verschieden: der Wert des Grund und Bodens war nicht so hoch, die Bedeutung des Meßverfahrens und die Ansprüche an seine Genauigkeit waren infolgedessen viel niedriger, die Kosten geringer. Die Ergebnisse der Wissenschaft auf landwirtschaftlichem Gebiete waren noch nicht in die untern Schichten der Bevölkerung gedrungen, und deren Bildung und Selbstbewußtsein noch lange nicht auf der jetzigen Höhe.

Kurz, ich bin überzeugt, wenn der Herr Verfasser heute wieder in die Praxis einträte, würden wir über die Notwendigkeit und die Ziele einer Reform, die ja auch er herbeiwünscht, bald einig werden.

## Bur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 59. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern. Unsere Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im März 1900

Die Verlags-Handlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig





